

[derstandard.at](https://www.derstandard.at)

Marlen Haushofer aus einer Welt vor dem Tod

5-6 minutes

Alltag

Vor 40 Jahren erschien von der österreichischen Schriftstellerin "Brav sein ist schwer"

Redaktion

16. Jänner 2006, 14:33

Bild nicht mehr verfügbar.

Vielleicht ist es eine gläserne Wand, durch die man in jene Landschaft zurückblickt, die Kindheit heißt. Dort jedoch steht nichts still oder ist tot wie in Marlen Haushofers Roman "Die Wand" die Welt rund um die von einer Glaswand umgebene Bewohnerin einer Almhütte. Stattdessen taucht gerade die Kindheit, selbst aus der größten Entfernung, immer wieder quicklebendig vor einem auf. In Blickweite nah, und doch um den kleinen Tod dieser gläsernen Wand von einem entfernt. Dabei weiß man manchmal - gerade angesichts der inständigsten Wünsche - schon als Kind, dass man irgendwann nicht mehr der sein wird, der man gerade ist. Wenn man etwa, wie Fredi in "Brav sein ist schwer", unbedingt eine Indianerausrüstung braucht, doch

vom Vater hört, man solle sich das Geld dafür selbst zusammensparen. Das aber würde, so weit kann man längst rechnen, ganze fünfzehn Jahre dauern. Und: "Kein einziger Erwachsener, den ich kenne, kauft sich eine Indianerausrüstung."

Dabei wünscht sich Fredi in Marlen Haushofers "Brav sein ist schwer" eigentlich einen großen Hund. Doch ist dafür die Stadtwohnung seiner Eltern nicht geeignet. Und das sieht er auch ein. Während gegen die Indianerausrüstung nichts mit solcher Entschiedenheit spricht - auch seine Tante Susi sieht das so. Nur ist diese Tante Susi nicht sehr mutig und traut sich ihre Meinung Fredis Eltern nicht direkt zu sagen, sondern hält sich, wenn davon gesprochen wird, "ein Buch vors Gesicht und tut ganz geistesabwesend". Zum Glück aber braucht Tante Susi auch etwas: einen Wintermantel nämlich, Stiefel und eine Pelzmütze, da sie im Winter immer friert und dabei ganz weiß und grün wird im Gesicht. Und wer, wie Fredi dazu meint, "will schon mit einem grünen Gesicht herumlaufen!". Offenbar nicht einmal eine Schriftstellerin - denn eine solche ist diese Tante Susi. Und so hat sie sich überlegt, dass sich mit einem Kinderbuch bestimmt genug Geld verdienen ließe. Genug für den Wintermantel, genug für eine Indianerausrüstung und vielleicht sogar für noch einiges andere mehr. Sie müssten sich aber die Arbeit, meint Tante Susi, teilen, da sie viel von dem vergessen habe, was Kinder erleben. Doch darin willigt Fredi gern ein. Denn das Schreiben selbst, findet er, ist eine mühsame Arbeit: "Jedes Mal, wenn ich einen Aufsatz schreiben muß, fange ich an zu schwitzen, und meine Hand wird ganz zitterig."

Und in Form dieser Komplizenschaft von Wünschen nach so verschiedenen, doch gleichwohl notwendigen Dingen, wie ein

Wintermantel und eine Indianerausrüstung es sind, veranschaulicht Marlen Haushofer zu Beginn ihres Kinderbuches leichthin auch die Übersetzungsleistung vom Erlebten zum Erzählten. Als Schmuggelware fungiert dabei der letzte Sommer, den Fredi mit seinem Bruder Buz und den Cousinen Micky und Lise bei den Großeltern verbracht hat. Und schon rollen die Erlebnisse von Fredi und Buz, Micky und Lise wie bunte Murmeln an den Augen des Lesers vorbei. Der Jagdhund Pluto, der eigentlich Wix-Wax heißt, das Staudammbauen, die Katze Milli, ihr Katersohn Bartl sowie das grüne Buch im Bücherkasten des Großvaters, aus dem dieser ihnen von Geparden, Termiten, Kaffernbüffeln und anderen Tieren aus fremden Ländern vorliest.

All das erzählt Marlen Haushofer in so schalkhafter Lakonie, dass einen dieses hellblaue Kinderbuch auf der Stelle wieder gefangen nimmt. Und dabei lässt sich an manchen Stellen dann auch kaum auseinander halten, ob man das Erzählte als Kind entweder wirklich ganz ähnlich erlebt oder damals, nach dem Lesen, nur nachgespielt hatte. Eindeutiger zuordenbar - und damit ist diese Lektüre auch schon in einer Art Postskriptum gelandet - ist für den Wiederleser dagegen ein anderer Fund: ein länglich abgerissenes Stück Papier, von ihm damals offenbar als Lesezeichen benutzt. Doch eben nicht nur als solches. Denn zudem ist darauf, in krakeliger Bubenschrift, eine Art Trainingsprogramm geschrieben: Strecken und Anstrengungsgrade, die sich offenbar ein unmäßiger und junger Läufer für einen einzigen Nachmittag ausgedacht hatte. Eine unbewältigbare Liste. Doch vielleicht, denkt sich der Leser, während er den Zettel ins Buch zurücklegt, ist es gerade dieses Unmaß, das manche Kindheitswünsche selbst angesichts der gläsernen Wand, die den Erwachsenen letztlich von seiner

Vergangenheit trennt, nie Halt machen lässt. Zumindest läuft er heute immer noch. Wenn auch ohne Indianerausrüstung. (DER STANDARD, Album, 17./18.12.2005)